

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 3

Artikel: Student und Bergbauer : eine Umfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066800>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

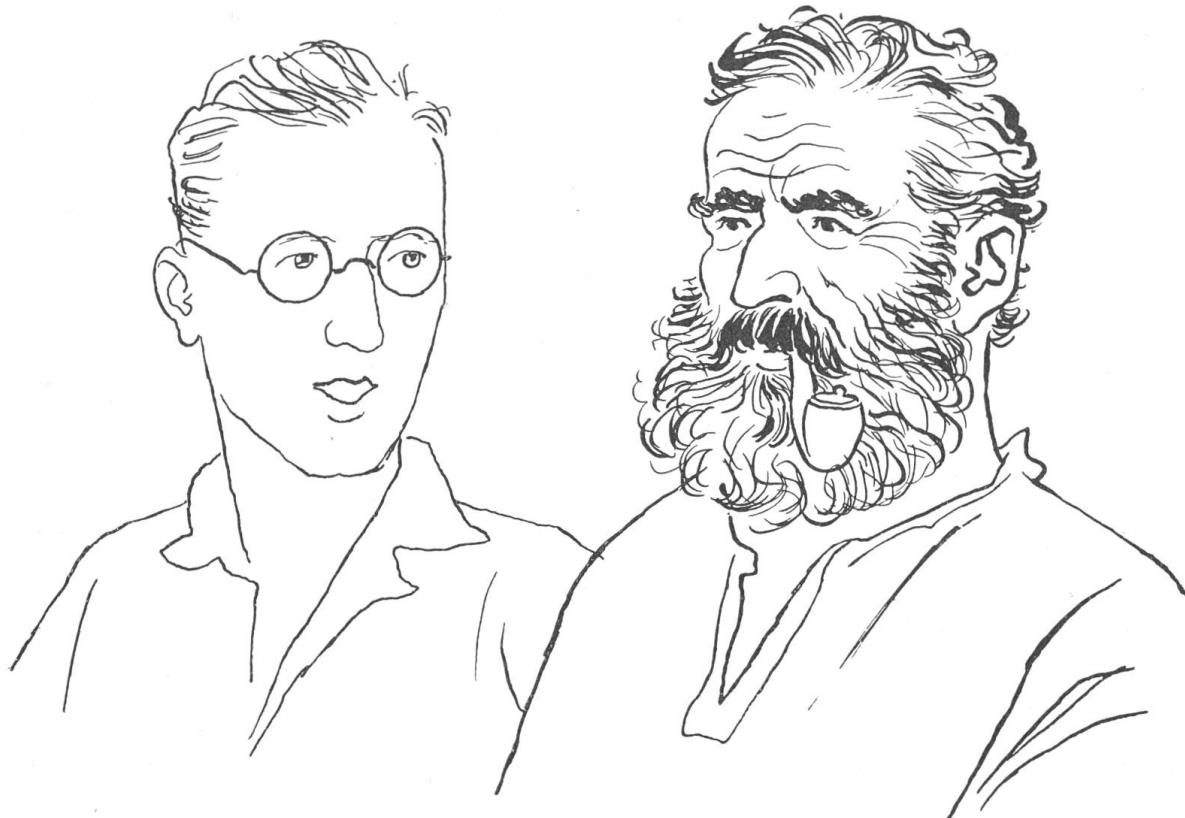
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



STUDENT UND BERGBAUER

Eine Umfrage

Illustration von
H. Tomamichel

Das Amt für Arbeitskolonien des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften stellt seit 1930 den Bergbauern Studenten gegen Verköstigung und Unterkunft unentgeltlich für den Heuerdienst zur Verfügung. Bis heute wurden über 700 Studenten vermittelt. Eines der vielen Unternehmen ohne staatlichen Zwang, auf der Grundlage völliger Freiheit die verschiedenen Stände unseres Volkes einander näher zu bringen. Die Absicht des vorliegenden Artikels war, durch Stichproben festzustellen, ob dieser Zweck erreicht wird.

Wir fragten eine Anzahl Studenten,

die als Einzelheuer tätig waren, nach ihren Eindrücken; ebenso eine Anzahl Bauern, die Studenten als Helfer aufnahmen. Die nachstehend veröffentlichte Auswahl zeigt, dass sowohl Studenten, wie Bergbauern, jeder vom andern gern mehr erwartet hätte, als er erwarten konnte, aber anderseits auch, dass auf beiden Seiten viel guter Wille und ein grosses Mass von Verständnis vorhanden ist.

Wenn da und dort eine Illusion zerstört wurde, so ist das kein Nachteil. Von sehr grossem Nutzen aber ist, dass in jedem Falle Vorurteile durch gegenseitiges Sich-kennen-lernen richtiggestellt wurden. Es ist eines der Beispiele, dass jeder ernste Versuch zur Zusammenarbeit uns wirklich ein Stück näherbringt. Warum? Weil wir wohl verschiedene Sprachen und verschiedene Stände haben, aber trotzdem ein Volk sind.

4 Studenten

I.

Man muss sich in Zürich in der E T H auf einem Bureau, der sogenannten Vermittlungsstelle für Heuerdienste, melden. Kurz vor den Sommerferien bekam ich dann von dieser Stelle das Aufgebot. Es stand darauf, dass ich zu dem Bauern X in Gadmen aufgeboten sei, um als Einzelheuer zu helfen. Das Antrittsdatum war vermerkt, und dann hiess es noch, man habe nur Anspruch auf die Bezahlung des Bahnbilletts, wenn man drei Wochen durchhalte. Ich bekam zu diesem Zweck ein Formular mit, das mir der Bauer dann unterschreiben musste.

Ich hatte mich zu den Einzelheuern gemeldet, weil es mir imponierte, dass da eine Verbindung zwischen dem Bergler und dem Städter herzustellen versucht wurde.

Der Bauer, zu dem ich kam, war ein eigentümlicher Kauz. Er ist 25 Jahre in Amerika auf einer Farm als Melker gewesen, hat sich dort hinuntergeschunden, aber dafür ein kleines Vermögen von ungefähr 50,000 Franken erspart. Damit kam er in seine Heimat und heiratete eine Bauernfrau, die von einem Mann im Stich gelassen worden war. Der war auch nach Amerika ausgewandert. Sie hatte von ihm ein Kind. In der neuen Ehe bekam sie wieder zwei Kinder. Diese zwei Kinder waren jetzt vier- und fünfjährig, aber die Frau war vor kurzer Zeit gestorben und jetzt sass der Bauer mit einer fünfzehnjährigen Stieftochter und diesen zwei Kindern da. Die Verhältnisse waren wirklich ärmlich. Er sitzt zwar zinsfrei dort, hat aber nie Bargeld; er muss wirklich schauen, dass er auskommt. Da der Vater tagaus, tagein auf dem Felde ist, wird die Erziehung der Kinder vernachlässigt. Der Bauer ist durch seinen Amerikaaufenthalt etwas verroht. Er kennt nur zwei Sachen: arbeiten und essen. Manchmal ohrfeigte er die Kinder halb tot und konnte sie einige Minuten später wieder verhätscheln. Im Dorf galt er als ein

unsozialer Mensch, mit dem nicht auszukommen war. Und doch war er ein Mensch mit Herz und Seele, den ich zum Schlusse recht gern gehabt habe.

Mein Empfang war kühl. Der Bauer sagte: « So, seid Ihr da? », nicht etwa Grüss Gott! oder Willkomm! Die Tochter, die in der Küche stand, sagte überhaupt nichts. Der erste Tag machte einen schlechten Eindruck auf mich. Alles war unsauber. Das Geschirr, in dem man mir das Essen anbot, und der Löffel waren nicht gewaschen. Aber schon nach der ersten Woche hatte ich mich daran gewöhnt und fühlte mich wohl.

Im Anfang ist mir die Arbeit als ein kolossaler Krampf vorgekommen. An den ersten Abenden habe ich mich nicht ins Bett gelegt, sondern ich bin ins Bett gefallen wie ein Stein, so müd und teig war ich. Ich konnte nicht mähen, habe es aber rasch begriffen.

Zuerst wurde im Tal geheut, ziemlich grosse Flächen. Das war leichter als später auf dem Maiensäss. Wenn ganz schönes Wetter war, so war um 5 Uhr morgens, bei Sterngefunker, Tagwacht. Von 4 Uhr an wurde, mit nur einer Tasse Kaffee im Magen, gemäht bis 7 Uhr. Dann kam die Tochter. Sie hatte unterdessen die Kinder aus dem Bette geholt und angekleidet. Sie brachte Polenta oder Hafermus mit Rösti und Brot, dazu Kaffee, aber nicht etwa einen kräftigen Milchkaffee, sondern eine dünne Kaffeesauce, meistens ohne Milch. Der Bauer behauptete immer, das sei gut gegen die Hitze. Sobald die Tochter da war, wurde dann das geschnittene Gras zum Trocknen auseinandergelegt.

Mit dem Worben waren wir um 10 oder halb 11 Uhr fertig. Erst um 11 Uhr kamen wir dann dazu, das Gras, das gestern an der Sonne gelegen hatte, zu wenden. Manchmal hat man nach dem Mittagessen eine halbe Stunde Ruhe gehabt, aber meistens ging es wegen dem Gewit-

ter gerade wieder auf das Feld hinaus, damit das Heu hineingebracht werden konnte. Diese Arbeit ging bis 6, 7 Uhr. So war man an der Arbeit von morgens 4 Uhr bis abends 7 Uhr. Dann hiess es: « So, jetzt ist Feierabend! » Ich ging an den nahen Gletscherbach, um dort im eiskalten Wasser zu baden, denn der Dreck und Staub und Schweiß vom ganzen Tag gingen mir auf die Nerven. Nachher hatte ich einen unbeschreiblichen Hunger. Der Kaffee mit Kartoffeln schmeckte mir, wie mir in der Stadt kaum je eine Mahlzeit geschmeckt hat. Nach dem Nachtessen ist man meistens noch vor dem Hause gesessen. Jeder Bergbauer raucht dann seine Pfeife. Meiner sprach nicht viel. Das einzige Problem, das ihn beschäftigte, war: wie wird morgen das Wetter sein? Trotzdem freute ich mich den ganzen Tag auf den Feierabend. Es gibt nichts Schöneres als müde Glieder und einen Feierabend auf 2000 Meter Höhe.

Mein Bauer hat mir während des ganzen Arbeitsdienstes nie Komplimente gemacht. Das habe ich auch nicht erwartet, denn das hätte seinem ganzen Wesen widersprochen. Dennoch fühlte ich, dass er mit mir zufrieden war. Ich wusste, dass er, wenn kein Student zu ihm gekommen wäre, unbedingt eine erwachsene Hilfe hätte in den Dienst nehmen müssen. Das hätte er sich aber nicht leisten können, denn Bargeld hatte er keines, und die Nahrung reichte knapp. Aus seinen Äus-

serungen wie: « Ja, hüt hämmer en schöne Wüsche ine ta » merkte ich, dass er zufrieden war. Wenn wir beide noch während der Arbeit den Studenten, der weiter unten angestellt war, ausruhen sahen, meinte er etwa: « Mir schaffed halt doch no meh als ander Lüt. » Solche Äußerungen fasste ich als Kompliment auf, und sie waren es auch.

Mein Bauer hatte vom Heufuder auf den Rücken laden einen Bruch bekommen. Er konnte jetzt keine schweren Füder mehr tragen, und ich musste diese Arbeit übernehmen. So habe ich manchmal pro Tag 14 Bürdeli Heu in die Scheune geschleppt. Da ist mir der Schweiß hinuntergetropft, wie ich es noch nie erlebt habe. Anfänglich bin ich unter dieser Last etwa zusammengebrochen. Einmal habe ich sogar gemeint, dass es mir jetzt auch etwas gemacht habe, aber es war nur eine Bauchmuskelverstreckung, einen Bruch habe ich mir nicht zugezogen.

Dass der Bauer wusste, dass ich etwas geleistet habe, kam auch am Schluss, als ich von ihm Abschied nahm, zum Ausdruck. Da sagte er, er habe sonst noch nie einem Studenten ein Trinkgeld gegeben — er habe selbst nicht viel — aber weil er mit mir zufrieden sei, gebe er mir jetzt eines. Er gab mir 3 Franken und sagte, wenn ich wieder Heuerdienste machen wolle, solle ich nur zu ihm kommen.

II.

Ich habe meinen Heuerdienst in Waldenburg im Bündner Oberland ob Ilanz zugebracht. Als ich ankam, sind die Leute mit der Heuernte im Tale bereits fertig gewesen. Es waren nur noch die Maiensäss hereinzunehmen.

Ich konnte nicht mähen, der Bauer zeigte es mir zwar am ersten Tag, aber wahrscheinlich fand er, dass es nicht besonders gut ging, denn er drückte mir bald eine Heugabel in die Hand. Immer

wieder bemühte ich mich, eine Sense zu bekommen; aber ich merkte, er meinte, ich mache ihm am Ende die Sense kaputt. Ich wollte auch die Gelegenheit benutzen, melken zu lernen. Ein einziges Mal durfte ich es probieren, aber der Bauer fand sofort heraus, dass es aussichtslos sei, es ging zuviel Milch daneben.

Der Heuerdienst ist streng gewesen; aber ich muss zugeben, dass ich nicht die Hälfte von dem geleistet habe, was ein

Knecht leistet. Ich war eben nicht gewohnt, körperlich zu schaffen. Man konnte mich auch nicht für alle Arbeiten verwenden. Zum Beispiel musste ich nie Heu tragen. Ja, ich musste nicht einmal mit den andern aufstehen, sondern erst, wenn der Knecht und der Bauer schon vom Felde zum Frühstück kamen, nämlich um 6 Uhr. Die Frau hatte dann das Frühstück gemacht, und ich konnte mich an den Tisch setzen.

Ich habe mir schon überlegt, ob ich

dem Bauern überhaupt etwas genützt habe. Viel mehr als das, was ich gegessen habe, kann es nicht gewesen sein. Trotzdem war der Bauer immer freundlich und liess es mich nie merken, dass er eigentlich mehr erwartet hätte. Nur eines hat mich eigentlich berührt: während meines Aufenthaltes hatte ich ungefähr dreissig ziemlich gelungene Photographien hergestellt. Diese habe ich dem Bauern geschickt; aber er hat es nicht für nötig gefunden, meine Sendung auch nur mit einem Wort des Dankes zu quittieren.

III.

Immer, wenn es etwas Neues zu erleben gibt, habe ich den Wunsch, dabei zu sein. Deshalb meldete ich mich als freiwilliger Einzel-Hilfsheuer. Ich wollte wissen, wie unsere Bergbauern leben, was sie essen und wie sie arbeiten.

So fuhr ich denn an einem wundervollen Sommernorgen Richtung Luzern, Brünig—Meiringen. Gegen Abend traf ich im Postauto in dem kleinen, aus alten Holzhäusern bestehenden Dörfchen ein. Bald fand ich meinen Bauern.

Er wohnte so ziemlich im stattlichsten Hause. Nach einem, zuerst etwas zaghaftem, dann stärkerem Klopfen öffnete sich die Tür, und heraus trat die Tochter des Bauern. Zu meiner grossen Überraschung war das aber keine breite, rotbackige Bauerntochter, sondern ein zartes Mädchen. Als ich mich vorgestellt hatte, rief sie in die Stube hinein: «Der Student isch do!» Nun kamen sie alle heran, voran die kleine, feste Bäuerin, der man die Herzengüte aus den Augen ablesen konnte, dann der Bauer, dem man aus seinem braunen, zerfurchten Gesicht

sich besser die grossen Sorgen des Bergbauern ablesen konnte, und endlich noch der Sohn.

Der erste Arbeitstag begann mit drei Faustschlägen an meine Tür schon um halb vier. Nach einem grossartigen Morgenessen aus Rösti und Kaffee gingen wir, mit Sensen und Gabeln bewaffnet, aufs Feld, wo ich nun meinen Tatendrang befriedigen sollte. Auf dem Felde wurde mir zuerst die leichtere «Weiberarbeit» übertragen, die im wesentlichen darin bestand, dass ich die verschiedenen Znuni und Zvieri vom Haus aufs Feld und wieder ins Haus zu tragen hatte. Nachdem ich diese Arbeit zur allgemeinen Zufriedenheit getan hatte, gab man mir eine Gabel in die Hand, um das Gras zu kehren. Trotzdem ich mich mit dieser Gabel am Anfang etwas linkisch benahm und sich auch schon die ersten Blasen an meinen Händen zeigten, verlor ich den Mut nie und brachte es bald zu einer solchen Fertigkeit im Graskehren, dass ich nun auch das Mähen erlernen konnte. Da der Bauer aber bald merkte, dass mir das Mä-

Die Schweiz besteht weder aus drei „Rassen“, noch aus drei „Sprachstämmen“, sondern aus Kantonen und diese Kantone bewohnt ein Menschenschlag: der Schweizer.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

hen ebenso wie ihm und dem Sohne besser gefiel als das Graskehren und er sofort den begründeten Verdacht hegte, dass ich in diesem Falle bald aufhören würde, das Gras zu kehren, degradierte er mich wieder zum Chef der Graskehrer. Leider bestand diese Gruppe nur aus meiner Person, so dass ich von den Freuden eines Chefs nicht viel verspürte.

Das Schönste an jedem Tag aber war immer der Feierabend. Nach dem obligatorischen Bad im Bergbach, dessen Temperatur jeden Badefreund schauern gemacht hätte, zog ich mit einem andern « Heuer » — ebenfalls einem Studenten — singend und pfeifend entweder zum Pfarrer, um seine Kellerei einer Inspektion zu unterziehen, oder dann machten wir dem Töchterli vom « Bärewirt » unsere Aufwartung, die allerdings gemäss väterlichem Rat mit « Leuten zweiter

Klasse » nichts zu tun haben wollte. Nichtsdestoweniger sind wir manches Mal erst beim Morgengrauen wieder heimgekommen, wo uns dann der Bauer gewöhnlich gerade die Gabel in die Hand drückte.

Obwohl ich mir während der ganzen Zeit alle Mühe gab, wirklich und mit vollem Einsatz zu helfen, brachten die Bauern doch nie das Gefühl der Dankbarkeit uns gegenüber auf, die sehr wohl am Platze gewesen wäre. Es war dies nicht die Haltung von Mensch zu Mensch, von Arbeitskamerad zu Arbeitskamerad, sondern es war die Haltung des Gönners gegenüber dem Nehmer. Aus welchem Grunde diese wirklich deprimierende Haltung gekommen ist, entzieht sich meiner Kenntnis; jedoch nehme ich an, dass das mangelnde Pflichtbewusstsein vieler Studenten dazu beigetragen hat.

IV.

Ich hätte meine Ferien mit meinen Eltern im Hotel eines Gebirgsortes verbringen können. Als ich aber den Aufruf der studentischen Arbeitsvermittlung las, in dem Studenten für Heuerdienste bei Bergbauern gesucht wurden, war ich sofort entschlossen. Mein Entscheid hat sich gelohnt. Diese Ferien waren die schönsten, die ich je erlebte.

Die studentische Arbeitsvermittlung zahlte die Reise hin und zurück ins Münstertal. Der Bauer, dem ich zugeteilt war, empfing mich an der Post. Von dort aus hatten wir noch eine halbe Stunde Weg. Die ersten Worte, die er zu mir sprach, waren freundlich und herzlich. Er sagte, dass er sich speziell freue, mit einem Zürcher zu arbeiten, weil er es den Zürchern hoch anrechne, dass ihr Kanton die Abstimmung über die romanische Sprache mit einer so hohen Ja-Ziffer angenommen habe. Und dann erzählte er, dass er Anno 1918, bei der Grenzbesetzung, auch einige Tage im Unterland war und mit den Stadtzürchern gut ausgekommen sei.

Dann zeigte er mir auch eine Strasse zum Ofenpass, die vor zwei Jahren Studenten gebaut hatten.

Während der ganzen vier Wochen behandelte mich der Bauer wie ein Onkel den Neffen. Er hatte ein kleines Wirtschaftlein, in dem Einheimische einkehrten. Bei jeder Gelegenheit stellte er mich den Leuten vor. Ich war geachtet und geschätzt.

Der Bauer hatte ein Heimet mit drei Kühen, einem Rind, sieben Stück Jungvieh. Er lebte mit seiner Frau, seiner Schwiegermutter und drei kleinen Kindern im Alter von drei bis sieben Jahren. Die Arbeit war streng, aber das Essen recht. Um halb 4 Uhr morgens war Tagwacht. Damit hatte ich gerechnet, denn ich wusste von meinen früheren Aufenthalten im Gebirge her, dass der Bergbauer früh aufsteht. Man schafft von halb 5 Uhr an ohne Morgenessen bis 7 Uhr. Dann gab es Kaffee, Mais, hie und da Mehlsuppe. Nie hat mir ein Frühstück zu Hause so gut geschmeckt. Dann

wurde weiter gearbeitet von 8 bis 11 Uhr, mit einem Unterbruch für das Znüni.

In den ersten zwei bis drei Tagen bekam ich Rückenweh; aber der Bauer war vernünftig und meinte, ich solle das Zeug nur gemütlich nehmen. Er verstehe, dass es im Anfang streng für mich sei, er könne nicht soviel erwarten wie von einem Knecht.

Jeden Abend ging ich müde ins Bett. Das ist es, was die Ferien so befriedigend machte. Man hatte das Gefühl, dass man etwas geleistet hatte.

Dieser Bauer war ein flotter Mensch. Es verging fast keine Woche, ohne dass er mit mir für den nächsten Sonntag einen Plan ausheckte für eine Hochgebirgstour. Ich hatte das Gefühl, es war ihm darum zu tun, mir etwas von der Gebirgswelt zu zeigen, so wie er sie kannte. Er war nämlich früher Wildhüter im Nationalpark gewesen, und jetzt war er stolz, wenn ich ihm gestehen musste, dass ich die Bergwelt so noch nie erlebt hatte.

Als ich nach Ablauf der vereinbarten drei Wochen Abschied nehmen wollte, fragte mich der Bauer, ob es mir gleich sei, noch bei einem andern, der plötzlich krank geworden und deshalb in die Klemme gekommen war, auszuholen. Ich tat es gern und traf es dort ebensogut.

Ich habe in jenem Bauern einen



Eugen Früh

Federzeichnung

Freund gefunden. Erst letzte Woche kam ein Paket aus Siefs im Münstertal. Es enthielt eine halbe Gemse, die er selbst geschossen hat. Ich schicke ihm hie und da Gemüse und Früchte. Ich bin sicher, dass diese Freundschaft lang dauern wird.

3 Bergbauern

I.

Ja, der Walter war drei Wochen bei uns. Er ist der erste Student gewesen, den wir gehabt haben. Ich war eigentlich nicht dafür, aber die Frau, als Hilfe für Frauenarbeit. Für die schwere Arbeit habe ich meine Söhne und etwa einen Knecht. Aber wir führen noch ein Wirtschaftli, das bald besser, bald schlechter geht. Da hätten wir vielleicht schon noch eine Kraft brauchen können. Beim Heuen muss man manchmal wegen dem Wetter sorgen, dass an einem Tage viel unter Dach kommt.

Wir haben gedacht, wenn wir's jetzt noch gut treffen täten mit dem Studenten, so wäre das ganz rentabel. Und was das betrifft, so haben wir es gut breicht. Uf d'Erschti, wo der Student angekommen ist, habe ich zwar gesagt, und die Frau war auch der Meinung:

« Jeses, ist das noch ein brings Bürschtli! »

Man hat's ihm an den Augen angesehen, dass er noch nie geschafft hat. Aber nachher ist es noch besser gegangen.

Die Schweiz besteht weder aus drei „Rassen“, noch aus drei „Sprachstämmen“, sondern aus Kantonen und diese Kantone bewohnt ein Menschenschlag: der Schweizer.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

gen, als wir geglaubt haben. Er hat sich noch recht gut angestellt. Willig ist er gewesen, das stimmt, aber die ersten Tage hat er Mühe gehabt. Als wir gemeint haben, er müsse mähen helfen, hat er Blättern bekommen an den Händen und Schwielen. Dafür ist auch niemand hinter ihm gewesen. Ich habe dann gesagt, er solle jetzt besser mit dem Weibervolkworben gehen.

Mit der Arbeit ist der Walter recht gewesen. Er hat nicht gemurrt. Aber nach den ersten paar Tagen hat er am Morgen nicht mehr gern zum Bett heraus mögen. Bei schönem Wetter sind wir halt um 4 Uhr auf und an die Arbeit. Bei schlechtem Wetter hat der Walter ausschlafen dürfen bis am Mittag. Aber wenn schönes Wetter war, hat er gemeint, es sei schlechtes Wetter. Schliesslich ist er doch zum Bette heraus, aber man hat es

ihm angesehen, dass ihm der Schlaf gefehlt hat. Das ist daher gekommen, weil er am Abend nicht ins Bett wollte. Immer ist er am Abend in der Wirtschaft geblieben oder mit seinem Kollegen, einem andern Studenten, der beim Nachbar schaffte, in andere Wirtschaften gezogen. Dann sind sie nachts 12 Uhr erst heimgekommen und einmal sogar erst um Zwei.

Sonst ist der Walter ein anständiger gewesen. Er hat uns geholfen, wo er konnte. Wenn Fremde gekommen sind, und er ist in der Wirtschaft gesessen, so war er sofort derjenige, der Platz gemacht hat. Wir haben ihn gern gehabt. Er war lustig und voll Witz und Humor. Dass er die schwere Arbeit nicht hat machen können, kann ich ihm nicht übel nehmen. Einen Knecht hat er nicht ersetzt, aber eine Magd vielleicht.

II.

Ich führe das Heimet mit der Mutter und Schwester zusammen, ganz allein. Nur ganz schwere Arbeit, wie im Holz, muss ich etwa dem Taglöhner geben. Es trägt halt nicht soviel ab, wie im Unterland, man muss sparen und schauen, dass man im Sommer hereinbringt, was einem das Land bietet.

Weil das Müetti jetzt achtundsiebzig ist, kränklich und schwach, und den ganzen Tag daheim sein muss, da sollte halt auch jemand bei ihr sein. Und da habe ich gedacht, ein Student könnte vielleicht meiner Schwester die Arbeit abnehmen. Ein Zimmer haben wir ja frei.

Dieser Student war dann ein flotter Herr. Man hat schon gedacht, dass er ja nicht grad wie ein Knecht schaffen werde,

aber behilflich könne er ja auf alle Fälle sein. Das war er dann auch. Er hat keine schwere Arbeit verrichten müssen. Er hat nicht gemäht, sondern bloss worben müssen und etwa beim Aufladen geholfen und Kommissionen gemacht, Milch geholt oder das Vieh geführt, alles Arbeiten, die sonst meine Schwester verrichtet hätte. Er war ein flotter Mann, man hat es ihm grad angesehen, dass er aus guten Verhältnissen kommt.

Mit dem Aufstehen haben wir es so gemacht: wenn es gut Wetter gewesen ist, so ist er mit uns aufgestanden, um 4 oder 5 Uhr, das hat er gern getan. Aber wenn es geregnet hat, so ist er länger liegegeblieben.

Unser Student war wirklich noch ein